

Zur Bedeutung der Kirche, heute und in Zukunft

Autor(en): **Traitler, Reinhild**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **88 (1994)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-143837>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

besorgt um ihr Image
bei den Reichen
werden sie kleinlaut
wenn es darum geht
das Recht der Armen zu verteidigen
Verzweifelten zu helfen
deren Lebensraum verbaut wird
für Asylsuchende tatkräftig einzustehen

den kirchlichen Besitzstand zu wahren
danach steht ihr Gemüt

so verstehen sie
ihr kirchliches Amt

sie sitzen gern bei Besitzenden
heilig ist ihnen das Recht
das den Besitz garantiert
auch wenn er unrecht erworben

klug verwalten sie die Erneuerung
sie versprechen den Begeisterten viel
dann legen sie

die Entwürfe
in ihre Schubladen
bis die Bewegung beruhigt ist
bis ihre UrheberInnen resignieren
bis keine Gefahr mehr besteht
dass der reibungslose Verlauf
der Verwaltung
gestört werden könnte

als Volkskirche dürfen wir
niemand verärgern
behaupten sie
und übersehen
Verärgerung und Trauer jener
welche die Verkündigung Jesu
dem Alltag
politisch und unpolitisch
einimpfen möchten

wie lange noch
bis die ver-stockte Kirche lebendig wird
oder müssten wir schon lange wissen
dass der Stamm nicht nachwächst?

Reinhild Traitler

Zur Bedeutung der Kirche, heute und in Zukunft

Wie Kirche heute noch Kirche Christi sein kann, ist die Herausforderung, die sich hinter dem eher harmlosen Titel verbirgt, der über dem Referat steht, das Reinhild Traitler am 20. März des Vorjahres vor Kirchenpflegepräsidentinnen und -präsidenten des Kantons Zürich gehalten hat. Die Referentin verlangt von der Kirche, dass sie den demokratischen Rechtsstaat an seine Grenzen erinnert, sich als Ort der Verschiedenheit und der Parteilichkeit begreift und die Bibel im Kontext jener Texte liest, die wir selber sind. Red.

Herausforderung für eine reiche Kirche

Ich freue mich, heute bei Ihnen zu Gast zu sein, das erinnert mich in besonderer Weise an die acht Jahre, die ich in Genf in

der Kirchenpflege tätig war. Unser Thema ist hochaktuell, nicht nur wegen der neuen Initiative *Trennung von Kirche und Staat*, sondern weil sich dahinter die Frage verbirgt, wie die Kirche in Zukunft ihr Zeugnis in der Gesellschaft gestalten soll.

Ich selbst habe in meinem Leben Kirche in den *verschiedensten Beziehungen* zum Staat erlebt: Als Protestantin in Österreich war ich Teil einer volkkirchlichen Situation, in der die evangelische Minderheit die Gewährung staatlicher Privilegien als öffentliche Gleichstellung erlebt hat. Bei vielen Aufenthalten in den USA und in Asien, Afrika und Zentralamerika habe ich Kirchen kennengelernt, die völlig vom Staat getrennt sind, und die nicht einmal Unterstützung für Aufgaben bekommen, die sie dem Staat effektiv abnehmen, etwa in Erziehung und Gesundheitsvorsorge. Ich selbst war zehn Jahre lang Mitglied einer Freiwilligkeitsgemeinde, wo wir für alles aufkommen mussten und wo 15 Prozent unseres Budgets fest für ökumenische Hilfsprojekte veranschlagt waren. Damals habe ich begriffen, dass Teilen bedeutet, sich finanzielle Sorgen zu machen, nicht nur für das eigene Wohl, sondern für das einer Gemeinschaft, die eigentlich eine Vision ist: eine Kirche, die über die immer kulturell eingebundene Ortsgemeinde hinausgeht und die universale Dimension des Evangeliums in ihrem Alltag lebt. Dieses Sich-Sorgen-Machen hat mir die Kirche nahegebracht, ich war aufgefordert, ihr Wohl zu meinem eigenen zu machen.

Jetzt lebe ich seit acht Jahren in einer der reichsten, wenn nicht der *reichsten Kirche der Welt*. Das ist für mich eine grössere geistliche Herausforderung als die Frage nach dem Arrangement der Beziehungen zwischen Kirche und Staat. Diese Frage lösen wir nämlich nicht mit einer Trennung. In einer Gesellschaft, in der Macht vor allem wirtschaftliche Macht bedeutet, ist die Frage der Beziehungen zwischen Kirche und finanzkräftigen Privaten nämlich mindestens ebenso problematisch wie die der Beziehungen zwischen Kirche und Staat.

Im Boldernbericht vom November 1977 hat *Patrice de Mestral* geschrieben: «Die heutige Krise der Kirche ist weniger in der Verbindung der Kirche und des Staates zu suchen, als in der Art und Weise, wie die Kirche in unserer Zeit überhaupt noch Kirche Jesu Christi ist und sein kann.» Das

ist auch meine Meinung. Die Frage, wie die Kirche heute und in Zukunft überhaupt Kirche Jesu Christi sein kann, kann ich allerdings nicht in wenigen Minuten, ja überhaupt nicht alleine beantworten. Ich möchte Ihnen deshalb drei Wünsche vortragen, die ich an die Zürcher Landeskirche habe, die ja auch meine Kirche ist.

1. Ich wünsche mir, dass die Landeskirche nie vergisst, dass das Reich Gottes mehr ist als der demokratische Rechtsstaat.

Ich möchte nicht missverstanden werden: Der demokratische Rechtsstaat ist die beste Grundlage unseres Gemeinwesens, die wir augenblicklich haben. Wie alle Ordnungen ist er aber vorläufig und verbesserungswürdig. Die Kirche darf ihn nicht als quasi-ewige Ordnung verteidigen. Als Gemeinschaft, die vom Evangelium bestimmt ist, müsste sie dort *über die Grenzen der staatlichen Ordnung hinausgehen*, wo diese dem Reich Gottes im Wege steht oder es sogar verhindert. Solches Über-die-Grenzen-Gehen ist nicht billige Politprovokation, sondern der Versuch, den Raum der Liebe Gottes, die ja immer alle meint, zu vergrössern. Indem die Kirche das tut, trägt sie bei zu einer Vertiefung der Begriffe, die unsere staatliche Ordnung prägen.

Dann ist innerkirchliche *Demokratie* nicht einfach die demokratische Organisation der Landeskirche analog der staatlichen Verfassung, sondern dann meint Demokratie tatsächlich alle, die in dieser Kirche miteinander im Geist Jesu Christi beisammen sind: etwa die *Ausländerinnen und Ausländer*, die bis heute, so wie ich, in dieser Kirche keine vollen Rechte haben, oder die *Frauen*, die die untervertretene Mehrheit sind, oder die vielen, die sich in der Kirche nicht beheimatet fühlen, nicht, weil die Kirche zu politisch, sondern weil sie zu ängstlich ist, zu kleinherzig, zu sehr vorbei an der Lebenswirklichkeit von vielen Frauen, Männern und jungen Leuten.

Die evangelische Gemeinschaft der ersten Christinnen und Christen verstehe ich

als Versuch, eine *Reichgottesgemeinschaft von Gleichgestellten* zu werden, ein Leib, in dem die vielen Verschiedenen nicht hierarchisch, sondern organisch miteinander verbunden sind. Dass dieser Versuch gescheitert ist, heisst nicht, dass die Herausforderung nicht weiter besteht. Ich wünsche mir deshalb, dass die Landeskirche auch in ihrer äusseren Form näher an eine solche Reichgottesgemeinschaft rückt, und dass sie ein Stück weit vorlebt, wie die multikulturelle, wirklich demokratische und offene Gesellschaft, die wir werden müssen, um zu überleben, vielleicht aussehen könnte.

2. Ich wünsche mir, dass die Landeskirche den Mut hat, Verschiedenheit und Parteilichkeit zuzulassen. Das sind für mich grundevangelische Haltungen.

Verschiedenheit: Das Evangelium sagt nicht allen Menschen das Gleiche, sondern Jesu Botschaft vom Reich Gottes, von der Liebe, der Gerechtigkeit und vom erlöstem Leben bedeutet durchaus Verschiedenes für Verschiedene. Die Frau, die achtzehn Jahre lang gebückt war, wird aufgerichtet und darf den aufrechten Gang gehen, ins Weite blicken, das eigene Leben selbstverantwortet führen. Zwei Männer, die sich um ihre Machtpositionen im Reich Gottes streiten, werden belehrt, dass Grösse nicht bedeutet, sich bedienen zu lassen, sondern selbst Diener zu werden. Ein reicher Mann, der sich die Scheunen vollgestopft hat und sich jetzt dem Genuss widmen möchte, muss hören: «Du Narr, in dieser Nacht wird man dein Leben von dir fordern», und die vielen, die Jesus nachgezogen sind, Menschen wie wir, die sich immer um etwas sorgen müssen, bekommen gesagt: «Warum sorgt ihr euch um Essen, Trinken, Kleider – wichtiger ist das miteinander geteilte Leben, wichtiger sind die Beziehungen, die entstehen, wenn etwas aufbricht zwischen uns, eine Begeisterung, es könnte anders sein, gerechter, weniger gewalttätig, sorgsamer im Umgang miteinander und mit der Umwelt.»

Das Evangelium ist nicht allen das Gleiche. Es verunsichert die Satten, Glatten – um der Liebe willen. Es richtet die Niedergetretenen auf und befreit sie zum Leben – um der Liebe willen. Es tröstet die Traurigen und gibt den Sorgenvollen eine neue Perspektive – um der Liebe willen.

Parteilichkeit: Verunsichern, aufrichten, befreien, trösten, ermutigen – all das ist nicht zu trennen von den eigentlichen Aufgaben der Verkündigung und der Seelsorge. Parteilichkeit und Auseinandersetzung sind Teil des Evangeliums und nicht bedauerliche Randerscheinungen. Ohne sie gäbe es keinen Gekreuzigten, ohne sie gäbe es kein Christentum.

Es gibt *kein einheitliches christliches Modell* von Glauben, Leben und In-der-Welt-Sein, und ich habe es immer als grosse geistliche und demokratische Weisheit der Zürcher Kirche betrachtet, dass sie uns kein vereinheitlichendes Bekenntnis aufzwingt. Jede Forderung: «So muss es sein, und so allein», wäre eine schlechte Politik und ein totalitärer Anspruch. Was die Landeskirche in Zukunft brauchen wird, ist nicht mehr Ruhe, sondern sind mehr Möglichkeiten, wo Menschen sich zusammen- und auseinandersetzen können.

3. Ich wünsche mir, dass die Landeskirche den Mut hat, eine Art theologischen Quantensprung zu machen. Asiatische Theologinnen und Theologen sagen heute: Nicht die Bibel ist unser Text, sondern die Menschen selbst in ihrer Bedürftigkeit und in ihrem Verlangen nach Heil sind der Text, den wir erst lesen müssen und verstehen, bevor wir etwas sagen können von Gottes Liebe und vom Weg Jesu.

Wir sind der Text, der ebenso wichtig ist wie der biblische Text. Auch *hier und jetzt* geschieht Gottes Offenbarung, Reich Gottes, Erlösung. Der biblische Text kann uns helfen, das zu erkennen, aber ohne dass wir unseren eigenen Text lesen, begreifen wir nichts.

In meiner *Arbeit in Boldern* bin ich eigentlich ständig daran, die Texte zu entziffern, die wir selber sind. Und manchmal schmerzlich zu erkennen, dass die biblische Tradition auch dazu beigetragen hat, dass unser eigener Text so verstümmelt, so unsichtbar, so unleserlich ist. Was heisst die Liebe Gottes, des Vaters, für eine Frau, die zwölf Jahre lang Inzestopfer war? Was heisst Gerechtigkeit für eine, die mit 55 geschieden wird und die nicht nur das Stigma der Scheidung zu tragen hat (gewöhnlich weit mehr, als der Mann), sondern auch die Aussicht auf ein Alter in Armut.

«Wir sind der Text», heisst anfangen bei uns selbst, bei unserem ureigensten *Verlangen nach Heilwerden*. Für mich selbst ist dieses Verlangen nicht zu lösen vom Verlangen nach Heilwerden in der Welt, nach gerechteren Beziehungen zwischen Männern und Frauen, zwischen Alten und Jungen, zwischen Menschen verschiedener Rassen und Religionen. Es ist nicht zu lösen von der Suche nach grösserer Bescheidenheit, nach Umverteilung von Privilegien im eigenen Leben und nach ökumenischer Solidarität mit denen, die darauf hoffen, dass wir unseren kirchlichen Wohlstand, wie unsere gesellschaftliche Sicherheit, nicht als Besitzstand betrachten, sondern als ein anvertrautes Pfand, das gut gebraucht und geteilt sein will.

Konkret würde das heissen, dass die Landeskirche zukünftige Prioritäten nicht einfach setzt, um die überkommene Form von Kirche zu erhalten, sondern dass sie *offen und unterstützend* wirkt für die vielen verschiedenen Versuche, die Texte zu lesen, die wir heutigen Menschen sind. Ich sage das nicht, um Schleichwerbung zu treiben für Boldern oder für die gesamt-kirchlichen Dienste oder für die ökumenische Frauenbewegung, die mir eine geistliche Heimat geworden ist, sondern weil ich überzeugt bin, dass uns nur eine evangelische Kühnheit in die Zukunft tragen wird.

Unter *evangelischer Kühnheit* verstehe ich das Wagnis, Freiraum zu bleiben für alle, die gegen Zynismus, Resignation oder

geniesserische Beliebigkeit sich noch etwas erhoffen, sich nach einer Gemeinschaft sehnen, mit der sie diese Hoffnung teilen, die etwas dafür zu tun bereit sind. Freiraum, d.h. nicht schon vereinnahmter Raum, offener Raum, in dem der Dialog stattfinden kann, in dem wir die anderen Texte verstehen lernen, statt sie auszuradiieren. Solche Räume sind rar in unserer Gesellschaft, werden immer rarer.

Wie all das zu leben ist, dafür gibt es keine Einheitsrezepte. Vielleicht so, wie es mir in den Gebeten entgegenkommt, die *Peter Walss* in den vielen Monaten seiner schweren Krankheit geschrieben hat. Da kämpft ein Mensch gegen einen schnell wachsenden Tumor, gegen Schmerzen, gegen die Folgen der Chemotherapien, und in all dem hält er sich nicht raus aus der Welt, konzentriert sich nicht einfach auf den Innenraum seiner selbst, sondern verknüpft sich immer wieder mit anderen Leidenssituationen, betet am Menschenrechtstag um unser aller Würde, nimmt wahr, was in Ex-Jugoslawien vorgeht, denkt nach über Solidarität, freut sich über Menschen, die mit ihm und für ihn dem Leben zugewandt bleiben, hält sich offen für die Ungewissheit, trotzdem hoffend. Macht die alte mystische Erfahrung, dass wir nur in diesem Über-uns-selbst-Hin-ausgehen, in dieser Verknüpfung mit den Texten der anderen, Gott begegnen können. Am 23. Januar 1993 betet er:

Du, schenk Weg
der mehr als Marschroute ist
mehr als Mittel und Notbehelf
Weg zum Fest der Gerechtigkeit.

Das ist ein Gebet, auch für unsere Kirche, dass Gott uns den Weg zum Fest der Gerechtigkeit schenken möge, dass wir vielleicht einander solche Wege werden.